

SCHREIBEN UM ZU LEBEN

Johannes-Philipp Langgutt

SCHREIBEN UM ZU LEBEN

Johannes-Philipp Langgutt

© 2016 Johannes-Philipp Langgutt

Autor: Johannes-Philipp Langgutt

Umschlaggestaltung, Illustration: Johannes-Philipp Langgutt

Lektorat, Korrektorat: Johannes-Philipp Langgutt

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

978-3-99049-934-4 (Paperback)

978-3-99049-935-1 (Hardcover)

978-3-99049-936-8 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Sinnhalt	200
Alternativen	31
Geduld ist wichtig und nicht nichtig. Doch wird diese oft nicht geduldet.	45
Das Gebäude der IllusReligion	61
Essenziell oder doch zum Kotzen	77
Liebe oder doch von der Welt gefickt	99
Traumhaft in einer Welt	135
Viel Rauch um nichts	159
Grenzenlos. Denken.	177
Frei sein, dies mein Ende, wenn ich es fände.	187

Vorwort Leben?

Der Tod ist eine Lösung. Auch Erlösung? Doch suche ich nicht nach einer Lösung, sondern nach der Antwort. Nach meiner Erlösung.

Eine Antwort, die ich für mich nur selbst beantworten kann. Kann es sein, dass man ein glückliches, erfülltes Leben lebt und fühlt, während in dem selben Moment meiner niedergeschriebenen Gedanken andere Lebewesen den Schmerz der Ungerechtigkeit verspüren? Ob sie wollen oder nicht. Bewusst oder unbewusst. Ein einziger Gedanke ist es zu denken wert, wenn man ihn nur einzig und allein auf dieser Welt mit dieser Ungerechtigkeit fertig zu denken hat. Hat es einen Sinn zu denken? Mit Sicherheit. Ich denke schon. Es sind Lebewesen denen es gilt Sicherheit zu bieten. Biete mir, die Bitte allen Lebewesen zu helfen. Wie helfen, wenn einem noch lange nicht selbst geholfen ist? Ich habe gebeten und es half nichts. Ich begann zu beten und es half nichts. Ich liege nun eingebettet in meinem Bett und höre. Höre ein Verlangen schreien. Der Schrei nach Gleichberechtigung, der Schrei nach Liebe, der Schrei nach Frieden, der Schrei nach Freiheit, der Schrei nach Wahrheit. Ich höre Schreie, die ungehört blieben. Ich höre Schreie, die hoffentlich nicht ungehört bleiben. Wenn bei jeder Bewegung während meines Lebens andere Leben unschuldig ausgelöscht werden, was bringt es da noch auf Leben zu hoffen. Es läuft doch sowieso auf dasselbe hinaus, nur wieso? Hoffen!? Um sein eigenes Wohl versuchen zu erleben, zu

ertragen, nicht mehr so viel und vor allem nicht mehr zu viel zu fragen? Diese Plagen, dessen vielen von uns nicht bewusst, weil angeblich nicht unterbewusst gewusst. Bewusst seinem Bewusstsein gegenüber zu sein, heißt noch lange nicht zu wissen. Wo bleibt unser Gewissen? Glauben zu wissen, dass es einem selbst gut geht, sofern die Gedanken zu denken und der Glaube an eine Illusion zu glauben bereit ist, kann und darf nicht ausreichen. Aus ist es irgendwann. Und dann? Dann kommt die so überbewertete Hoffnung, die hoffen lässt. Auf Erlösung? Auf was auch immer. Immer wird es Lebewesen geben denen Unrecht geschieht. Denen es unverschuldet schlecht geht. Ob man war, ist oder wird. Doch versteht dies jemand? Jemanden, der dies alles zum Frieden wenden kann, gibt es nicht. Die Frage ist, gab oder wird es diesen Jemand jemals geben. Wird es jemals Jemanden geben, der noch dazu nicht am Nehmen interessiert?

Leben. Warum.

Das „Warum“ ist es, das mich fragen lässt: „Warum leben?“

In einer Stille, die kaum zu unterbieten war kam mir der
Gedanke.

Der Gedanke, der mich dazu brachte still zu bleiben.

Zumindest in diesem Moment der gedanklichen Ungewissheit
meinerseits.

Es war die Unzufriedenheit nicht zufrieden zu sein.

Ich wünschte mir den Frieden, den ich nun woanders versuche zu
finden.

Finde ihn schließlich bis dato nicht auf Erden.

Erden gut, alles gut, dachte ich mir noch kurz vor Antritt meiner
Reise.

Meine Reise, die mich vorerst zum Schreiben führte,...

„Schreiben um zu leben“ ist mein erstes und vielleicht letztes Buch. Aber wer weiß das schon so genau. Heute will ich nicht an Morgen denken. Morgen will ich nicht an Heute denken. Die Kurzgeschichten habe ich Zuhause, unterwegs, und unabhängig von der Uhrzeit geschrieben. Nenne das unersättliche Verlangen zu schreiben, den ständigen Gedanken an Schuld und mir läuft die Zeit davon, nicht Depression. Vermutlich ist es eine unterbewusst resultierende Form der Verarbeitung meiner Selbst, meines Weilens, meines Eilens. Mit der Welt.

„Du bist ein Sinnsucher“, nannte es eine Ärztin. Doch ist das Weilen die Suche wert, wenn das Gesuchte womöglich nicht, um nicht zu sagen nie existierte?

Frag dich nicht warum du stirbst.

Frag dich warum du lebst.

...und wenn ich nicht gestorben bin, dann schreibe ich noch heute.

Die Dunkelziffern meiner Gedanken

Langeweile. Weile nun schon so lange in einer Eile. In einer Eile nehme ich eine Feile. Verwende sie nicht für Fingernägel.

Versuche mir die Welt akzeptabel zu feilen, alle an mir festgebundenen Seile, die mich hindern, mich behindern, mich einschnüren im Denken meines resultierenden Fühlens, abzutrennen. Fühle mich auf dieser umstandsgebundenen Welt nicht als Ich-Zustände. Eher als Umstand, der herumsteht, der vergeht. Wie kann etwas gehen, wenn es an allen Ecken und Enden festgebunden ist und trotzdem glaubt zu gehen. Ist es dann die Selbstinitiative, die gefragt ist? Wird sie eine Antwort geben? Eine, die dich nicht weiterhin festhält, dich hinhält solange bis es dir nicht mehr gefällt, weil du immer wieder, wenn auch nur unregelmäßig spürst, dass etwas nicht stimmt. Mit dir? Mit den meisten Menschen?

Fragen über Fragen die sich in deinem Bewusstsein anstellen ohne sich vorzustellen. Es kommt einem vor als wären all diese Fragen ohne zu fragen in dein Bewusstsein getreten. So liegt es an einem selbst, sich vorzustellen wie es ist, den ersten Schritt zu wagen. Möglicherweise hat man diesen bewusst oder unbewusst schon gewagt. Ein vager Schritt, dessen Ergebnis keiner Ergebniskosmetik bedarf.

Es wird dunkel. Ich müde. Werde jetzt versuchen zu schlafen. Eine lange Weile? Werde jetzt meine Augen schließen. Werde ich sie schließlich wieder öffnen können?

Das Schicksal lässt mich warten. Erwarten.

Das Schicksal?

Der Mensch will

Ich bin ein Mensch. Mich nennt man so.

Wollen tu ich stets und viel.

Ohne Halt, ja das lässt mich kalt.

Warum nicht mal die Zeit totbringen.

Oder gleich von der Klippe springen.

Ich mag und will und muss alles haben.

Probieren, studieren, gestikulieren.

Am Schluss da lass ich mir ein Wasser ein,
ja das ist fein. Einmal sein.

Gut, besser, am besten: gleich sein lassen.

Das Leben eben.

Die Anfangsbedenken meiner Gedanken

Soll ich mich vor ein Auto schmeißen? Was bleibt ist ein blutiges Fragezeichen, das anschließend gereinigt, bereinigt wird. Und eine Leiche die von der Straße geräumt, verräumt werden muss. Im schicksalhaften Fall der Fälle verursache ich zudem einen ungeplanten Autounfall den keiner braucht. Was können die Beteiligten dafür, nur weil ein kleines Männchen wie ich mit einem sinnlosen Leben, das als sinnvoll gehandelt (auch behandelt?) wird, mit dem ganzen System nicht mehr klar kommen kann und will? Genau nichts. Ich könnte mir aber auch durch anderes Handeln mein Leben erleichtern. Jedoch wären da noch die beschuldigten, unschuldigen Familienmitglieder und Freunde, von denen sich sicher ein paar finden, die sich unbegründet Vorwürfe über meinen Tod machen und diese, verwerflicher Weise gegenseitig zuwerfen. Das will ich verhindern. Nur gut, dass ich eine Botschaft auf Papier hinterlassen habe, bevor ich mich den Suizidgedanken widme, die genau diese Bedenken ausschließen, einschließlich Widmung.

Unschuldig

In mir irrt ein Gefühl der Unruhe. Eine scheinbar ewige Unruhe, die den Weg aus meinem Ich nicht findet. Ein riesiger Irrgarten ohne sichtbaren Ausgang. Wo ist nur der Notausgang?! Keine Chance. Es scheint hoffnungslos die Sonne. Es ist heiß. Ich koche vor Wut. Meine, noch immer nicht am Siedepunkt angekommene rohe Wut wird zur Selbstzerstörung. Die Selbstzerstörung endet in einem Meer voller Blut. Genau wo meine Geschichte endet. Ein riesengroßes Transportschiff zieht ihr endlos weites Fischernetz aus den endlosen Weiten des Meeres. Das Schiff zieht spürbar seine Kreise. Mit mir als einen von vielen so eben gefangen genommenen. Unschuldig gefangen genommen. Gefangen genommen um hingerichtet zu werden. Danach als Leiche um wenig Geld verkauft zu werden. Weniger ist bekanntlich mehr. Jedoch nicht in meinem Fall. Da heißt es, umso mehr, umso besser. Egal um welchen Preis. Es wird alles in Kauf genommen. Alles was sich verkaufen lässt. Ich liege nun schon regungslos an Bord. In meinen letzten Sekunden versuche ich mich dankbar vom Leben zu verabschieden. Es gelingt mir nicht. Zu sehr verliere ich meine Gedanken an meine noch so jungen Kinder und meine geliebte Frau. Die müssen ja vermutlich vor Sorge sterben, wenn sie sich fragen warum ihr Papa nicht nach Hause kommt. Und das, ohne sich zu verabschieden. Meine letzten Versuche, alles in mich aufzusaugen was mir diese Welt noch gewährt bevor ich vor Hitze förmlich ausgetrocknet werde,

scheitern. Ich bin nicht mehr in der Lage klar zu denken,
geschweige denn mich zu bewegen. Regungslos liege ich im
Sterben. Ich verliere mein Leben. Mein Leben, das für meine
Mörder weniger als einen Cent wert ist. Doch mein schlimmster
Abschied ist für mich nicht meiner, sondern der meiner Familie.
Meine Familie kam mich nämlich frühzeitig an Bord besuchen.
Und das Meer färbt sich wieder einmal rot.

Leben

Ich bin ein Fisch und hätte noch so viel zu tun.
Euer Thunfisch

Johannes

Ich heiße Johannes. Mir ist heiß. Sitzend beginnen mir Schweißperlen von meinem Gesicht, meinen Wangen abwärts zu rinnen. Die Zeit verrinnt. Ich sitze in einem Zug, gleich neben einem Fenster. Meine Gestalt spiegelt sich darin unscharf wieder. Wieder erreicht der Zug den geplanten nächsten Halt nur mit einer Verspätung. Es wird immer später. Draußen zeichnen sich dunkle Farben die Landschaft entlang ab. Mir beginnt immer heißer zu werden. Wird meine Fahrt noch lange dauern? Ist es Angstschweiß, der mir von meinem Gesicht tropft? Wie geht es wohl meiner Oma jetzt gerade? Meine Oma sagte immer zu mir: „Johannes, Angst gibt es nicht. Angst ist nur ein Wort und dieses Wort kommt vom Reden. Und das Reden, redet man sich nur ein!“ Nur einmal noch würde ich gerne meine Oma sehen, ihr in ihre fürsorglichen, hellbraunen Rehaugen schauen und ihr sagen: „Hab keine Angst Oma!“ Meine Konzentration wird nun immer schwächer, genauso wie mein Allgemeinzustand. Zustände kommen mir im Moment keine klaren Gedanken. Versuche mit letzter Kraft meine sitzende Position aufzugeben. Schließlich gehört mir der Platz im Zug nicht allein. Allein wäre ich jetzt vermutlich mit meinen Gedanken, wenn zuvor nicht so viele Stimmen von meinem Gehör gehört wurden. Werden diese auch erhört? Ich hoffe. Und damit bin ich vermutlich nicht der Einzige. Einzig eine ältere Frau sitzt schweigend neben mir, den Kopf gegen die Innenwand des Zuges gelehnt mit geschlossenen

Augen. Ob sie auch hofft, bezweifle ich, da sie sich ihr Leben selbst genommen. Ein kleiner Zettel fiel ihr aus der Hand, als der Zug an Tempo zunahm. Es stand darauf: „Zu nehmen sich das Leben selbst, wenn man gewiss weiß es wird bei Ankunft von anderer Hand genommen, ist noch bei weitem hoffnungsvoller als zu hoffen, dass auch ein guter Kern in Menschen steckt, die auf ihrer Kleidung ein Kreuz genäht tragen und ihre Befehle abhaken als handle es sich um eine Wunschliste. Trug ich mich so lieber selbst zu Bette. Schlafet gut meine Gleichgesinnten, Zugbegleiter und Wegbegleiter.“

Nachdem ich den Zettel der Dame gelesen hatte folgte ich ihr. Ihr meiner Oma. Ihr reichte ich auch meine Hand. Was aus den restlichen Zuginsassen wurde bleibt Tatsache. Es ist Zeit. Zeit für Erinnerung. Zeit für Aufklärung. Zeit für Tatsachen. Wahrhaftig, traurig aber wahr.

Die Gerechtigkeit

Ein Zeuge richtet sich auf und berichtet:

„Gemordet haben sie viel, die Soldaten.

Die mit ihren Stiefeln traten.

Auf Gesichter, auf Meinungen, auf Rechte, auf Schnee.

Es wurde willkürlich geschossen, Blut vergossen.

Am Abend weiter gesoffen. Man war betroffen.

Oft von den Kugeln getroffen.

Die Stimme der Menschenrechte wurde wie eine bedrohliche
Flamme versucht zu ersticken.

Auch wenn sie dabei fällt, die Glaubwürdigkeit eines gerechten
Handelns.

Die obersten Politiker zeigten kein Gewissen, in dem einzigen
Wissen, es bringe Geld. Eigennutz.

Es wurde nicht verhandelt, höchstens misshandelt, die Rechte der
Menschen. Menschen, die gezwungenermaßen zu Opfern
wurden. Traurigkeit gesellte sich zur Ängstlichkeit und
verankerte sich in den Gesichtern der Opfer.

Angst wich der Hoffnung. Doch die Traurigkeit, die blieb.

Schneeflocken rieselten leise auf Schnee.

Weit und breit kein Klee.“

In Sicht, ein Gesicht das spricht.

Verspricht, dass es sie heute nicht gibt,
nie gab und nie geben wird.

Die Gerechtigkeit.

Doch gemeinsam

Die Sonne scheint ihn und sie an. Die beiden, die nun waschelnass da standen. Umziehen, das für beide kein Fremdwort ist, so auch das Wort „fremd“. Doch alles Worte, die nicht das Los sind, warum sie nun wortlos.

„Mama, ich will da bleiben. Warum müssen wir weiterziehen? Wir sind doch hier geboren und nun bald verloren“, seufzte der kleine Bub seine Mutter an, die das erste Mal nicht wusste was und wie sie ihrem Sohn das sagen, erklären kann, was sie selbst nicht auszusprechen, zu verstehen vermag. Schweißgebadet von der grenzenlosen Angst blickten sie in die Sonne. Beide hatten Durst, doch sie dachten nicht an etwas zu trinken. Beide hatten Hunger, doch sie dachten nicht an etwas zu essen. Beide hatten eine Meinung, doch die durften sie sich nur denken. Der Mutter flossen Tränen vom Gesicht. „Warum weinst du Mama?“, wollte der Bub wissen. Zu wissen, dass es gerade den Menschen an Gewissen fehlt, die auf dieser weltfremd wirkenden Welt über Recht und Unrecht entscheiden, ließ sie keine Wut eher hilflos ehrliche Trauer fühlen. Und so schloss die Mutter ihre tiefe Trauer tief in sich ein. Die Trauer, die ihren Sohn ebenso ergriffen hatte. Einen Begriff dafür konnten beide nicht verfassen, erfassen, fassen. Fassungslos gingen sie los. Beide wussten, wenn sie gehen, dann nur gemeinsam. „Und wohin gehen wir Mama?“ „Wohin du willst.“ „Ich will dorthin gehen wohin du gehen willst, Mama.“ „Ich denke nicht, dass du dort hin

willst.“ „Doch Mama, gerade weil ich denke.“

Beide schwiegen und umarmten sich innigst. **Gemeinsame** Tränen. **Gemeinsame** Gedanken. **Gemeinsames** Verlangen. Beide gingen dem Anderen zuliebe, ewig begrenzt mit ihrer beiden Verlangen. Seit heute unbegrenzt, das wussten nun beide. Nur noch nicht wie. Sie schwiegen. Nicht weil sie die Situation oder gar der Staat sprachlos machte. Nein, sie schwiegen und sprachen trotzdem, weil sie es beide so wollten, womöglich gar nicht anders konnten. Sie legten sich nebeneinander auf den Boden, nahmen sich bei der Hand und fühlten sich geborgen. Ihre Blicke blickten in den rot gefärbten Himmel. Der Himmel, der nun bald nur mehr zu erahnen sein wird. Zu viele Flugzeuge werden fliegen, wenn auch nur für eine kurze Zeit. Wenn auch nur für eine kurze Zeit, sind nun beide sorglos. „Mama, auch wir werden gleich fliegen.“ Diese Situation bedarf nicht großer Worte. So blickte sie ihren Sohn an und nickte. Von ihrem Auge rann eine Träne über ihre Wange, der wenig später immer mehr folgten. „Ja mein Sohn, gemeinsam“, schluchzte sie verzweifelt. „Zwei Schmetterlinge wie du und ich, die kann man doch nur lieb haben, oder Mama?“ „Weißt du mein Junge, ich habe und werde dich immer lieben, unabhängig was oder wo wir sind.“ „Ich dich auch Mama, ich dich auch. Und was machen wir, wenn sie uns als Schmetterlinge auch nicht wollen?“ Schon wieder musste sie sich ihren Tränen geschlagen geben. Augenblicklich blickten sie sich beide in die Augen. Augen, die beide von hoffnungsvollen Tränen benetzt.